

er die Rituale der Parteipolitik aus eigener Anschauung gekannt. Das hat ihn nach eigener Auskunft zuletzt mürbe gemacht. Er ist an die Universität zurückgegangen, allerdings zuletzt wohl wissend in die Schweiz. Herbert Wehner hat ihn einmal mit dem Spruch »Na, Du Medienpolitiker« begrüßt. Peter Glotz hat schon darunter gelitten, das hat er in seiner Autobiografie auch geschrieben, dass er in seiner Partei immer als Intellektueller abgestempelt war, und dass es in der SPD starke anti-intellektuelle Affekte gab. Im akademischen System gibt es einen Hang zur überflüssigen Abstraktion, in der Politik dagegen einen fatalen Konkretismus – ich

sage das als jemand, der immer für eine konkrete Kommunikationsforschung plädiert hat. Aber die operative Politik muss sich mehr auf strategische Modelle künftiger Gesellschaften, auf den Dialog mit Intellektuellen, die nicht mehr die universellen Sinndeuter sein können, einlassen und sich auch wieder an die Schärfung der politischen Begriffe machen. Da kann die SPD von Peter Glotz wieder einiges lernen. Die Bestimmung des Politischen muss von der professionellen Politik kommen, im Dialog mit der publizistischen und akademischen Sphäre. Man kann da wenig an die Journalisten delegieren, auch nicht an Unternehmensberater.

Albrecht von Lucke

Das Machtkartell

Schirmmacher, Diekmann, Aust und Co.

Albrecht von Lucke

(* 1967) ist Redakteur der *Blätter für deutsche und internationale Politik* in Berlin. Im Februar erscheint im *Wagenbach Verlag* sein neues Buch: *Die gefährdete Republik. Von Bonn nach Berlin: 1949-1989-2009.*

albrecht.vonlucke@blaetter.de



Untersucht man die Bundesrepublik auf ihre Brüche seit dem Umzug von Bonn nach Berlin vor nun bald zehn Jahren, stellt man die vielleicht größten Veränderungen im Bereich der sogenannten Vierten Gewalt fest. Für die Medien ist die aufgekratzte »Berliner Republik« im Vergleich zum beschaulichen Bonn ein erstaunliches Biotop, das in besonderer Weise journalistischen Profilneurotikern zur Blüte verhilft. Henryk M. Broder, Ulrich Jörges und Matthias Matussek seien hier als die vielleicht auffälligsten Vertreter des neuen Typus des »Krawalljournalisten« genannt,

dessen Neurosen sich schon bis zu halben Schlägereien im Anschluss an den ansonsten noch immer beschaulichen *Presseclub* ausgewachsen.

Gewiss, Originalitätswahn und Geltungssucht gehörten unter Journalisten schon immer zur *déformation professionnelle*. Doch dem neuen Berliner »Stil« geht jede Exzentrik oder gar Spleenigkeit im angelsächsischen Sinne ab. Kennzeichnend ist eher ein eigentümlich machistisches Maulheldentum (Frauen sind eher marginal vertreten), dessen eigentliches Ziel in größtmöglichem »Putz« besteht. Letztlich handelt es sich dabei um ein neues journalistisches Phänomen des »freien Radikalen«, dem die erzielte Aufmerksamkeit allemal wichtiger ist als der transportierte Inhalt.

Erstaunlich ist allerdings, welche enorme Aufmerksamkeit diesen journalistischen Lautsprechern entgegengebracht wird. Auf allen Kanälen präsent, haben sie inzwischen den Status medialer Ersatzintellektu-

eller erlangt. Dass sich die universitäre Intelligenz immer weniger in politische Debatten einmischte, kann dies allein schwerlich erklären. Eher mag dies darin begründet liegen, dass auch in der Berliner Politik zahlreiche freigesetzte Radikalinskas ihr Unwesen treiben, deren Egomane in der Multi-Kanal-Welt gleichfalls durch ständige Aufmerksamkeit belohnt wird. Angesichts der Clements, Merz' und Metzgers erweist sich die Berliner Journaille als getreues Abbild ihrer Beobachtungsgegenstände. Der langjährige *Spiegel*-Korrespondent Jürgen Leinemann, selbst noch eher ein Journalist der alten Schule, sprach unlängst davon, dass den Politikern seiner Generation, den 68ern, das »innere Geländer« eigener Werturteile gefehlt habe. So sehr dies in der Tat für zahlreiche Politiker der Gegenwart zutrifft, in der journalistischen Zunft verhält es sich keineswegs anders – und zwar durchaus generationsübergreifend, von Jörges, Jahrgang 1951, bis Diekmann, Jahrgang 1964. Das Problem ist also nicht generationell, sondern nur strukturell zu begreifen.

Der Fisch stinkt vom Kopf

Dabei handelt es sich keineswegs um ein Phänomen bloß der journalistischen Beiboote, im Gegenteil. Die Journalistin Franziska Augstein stellte vor geraumer Zeit fest, dass im Fall des *Spiegel* der Fisch »vom Kopf stinke«. Tatsächlich entwickelte sich das einstige selbsternannte »Sturmgeschütz der Demokratie« in der Ära Aust zum bloßen Aufmacher-Magazin. Entscheidend in den Augen des Chefredakteurs war ganz primär – und letztlich völlig apolitisch – der Hefttitel, der über den Erfolg am Kiosk entscheidet.

Dieser Zug zum Reißerischen, zum Marktschreierischen gilt jedoch nicht nur für den *Spiegel*, sondern für weite Teile der hiesigen Medienlandschaft. Wenn etwa ein

maßgeblicher FAZ-Herausgeber sich vor allem als Apokalyptiker in Permanenz erweist, muss das irgendwann nur noch abstopfen. Zumal dann, wenn Frank Schirrmacher binnen weniger Monate vom radikalen Gegner von Rot-Grün und staatlicher Regulierung zum führenden Kapitalismuskritiker mutierte.

Dieses Chamäleonhafte der Person Schirrmachers ist nur der radikalste Ausdruck der Tatsache, dass heute bei den meisten Journalisten eine klare Unterscheidung nach den politischen Grundkategorien Links oder Rechts kaum mehr vorzunehmen ist. Das zeigt sich insbesondere an der erstaunlichen journalistischen »Sprunghaftigkeit«, auf neudeutsch: Volatilität, hinsichtlich ihres Arbeitsplatzes. Man möchte gar nicht genau wissen, wie viele einstige *taz*-Journalisten heute bei Springers *Welt* in Lohn und Brot stehen. Immerhin sind Überläufer zur *Bild*-Zeitung noch nicht bekannt geworden – wenn auch die *taz* schon einmal, quasi präventiv, für einen Tag dem *Bild*-Chefredakteur das Steuer überließ. Von gewachsener und politisch begründeter Blattbindung der Autoren kann heute jedenfalls kaum mehr die Rede sein.

Zum Ausdruck eines zutiefst verluderten Betriebes wird diese Tendenz jedoch dann, wenn wir uns den zweiten repräsentativen journalistischen Typus anschauen, den des Machtjournalisten. Dafür stehen in erster Linie die Namen Aust, Schirrmacher, Döpfner und Diekmann. Die weitgehende Auflösung einstiger klarer politischer Unterschiede der Medien – Vorreiter auch hier der *Spiegel* –, hat dazu geführt, dass an der Spitze heute jeder mit jedem kann. Hier gilt die Devise: Eine Krähe hackt der Anderen kein Auge aus. Denn alle verbindet ein primäres Interesse – das an medialer Macht: Macht in den Medien und über die Medien.

Beim distinguiert sich gebenden *Springer*-Vorstandsvorsitzenden Döpfner und dem gegelt-glatten *Bild*-Chef Diekmann, gehört die Kumpanei quasi schon von Hause aus zum guten Ton – beide ver-

körpern auf ihre je eigene Weise den *Springer*-Verlag. Und was für die *Bild*-Zeitung dann doch intellektuell zu anspruchsvoll ist, erledigt *Welt*-Chefredakteur Thomas Schmid, ehemaliger Intimus von Joschka Fischer und Chefideologe des »Revolutionären Kampfes«, als Döpfners Mann fürs Feine.

Eine Hand wäscht die andere

Noch problematischer wird die Kumpanei allerdings im medienübergreifenden Dreiecksgespann Diekmann, Aust und Schirmmacher. Hier wäscht eine Hand die andere, so etwa wenn *Bild*-Zeitung und *Spiegel* weite Teile der Schirmmacher-Bücher *Methusalem-Komplot*t und *Minimum* abdrucken – und damit zu den eigentlichen Geburtshelfern für den Bestseller avancieren. Umgekehrt darf sich die *Bild*-Zeitung dann

gerne an einem ebenso reißerischen Schirmmacher-Artikel über die angebliche »Deutschenfeindlichkeit« hier lebender Ausländer gütlich tun, der dem Boulevard-Blatt willkommene Munition in Roland Kochs letztem Anti-Ausländerwahlkampf lieferte. Offenbar ging Kai Diekmann so selbstverständlich von Schirmmachers Einverständnis zu dem gekürzten Abdruck aus, dass er nicht einmal um dessen Erlaubnis nachsuchte (so jedenfalls die Behauptung des FAZ-Schöngesteistes).

Wie sich Schirmmacher bei Aust revanchierte, zeigt exemplarisch dessen Besprechung von Eichingers Baader-Meinhof-Film, gedreht nach dem Aust-»Klassiker« *Der Baader-Meinhof-Komplex*. Eines Films, immerhin massiv gefördert durch Bundesfördermittel, bei dem man angesichts der penetrant heroisierenden Täterperspektive durchaus verstehen kann, warum die Witwe des durch die RAF ermordeten Bankiers

Jürgen Ponto anschließend ihr Bundesverdienstkreuz zurückgab.

Dass dem *Spiegel* der keineswegs innovative Film ein eigener Hefttitel wert war, mag angesichts der Autorschaft des einstigen Chefredakteurs nicht sonderlich verwundern. Doch was machte Schirmmacher? Sonst um vernichtende Worte keineswegs verlegen, lobt er Eichinger und Stefan Aust als »die besten Drehbuchautoren«, ihre Ideen als bestechend. Der Film sei schlicht »heartbreaking«, ihm gelinge die »totale Identität von Darstellung und Dargestelltem«, die »totale Imitation des Vergangenen, bis hin zu Details, die niemand (nicht einmal Aust) kennt«. Nun mag an dieser Stelle die Witwe Jürgen Pontos gedanklich eingewendet haben, dass die Details der völlig falsch dargestellten Ermordung ihres Mannes in der Tat nicht nur Aust, sondern auch Eichinger oder Edel (der Regisseur) nicht gekannt hatten. Schließlich hatte sich für die Perspektive der Opfer niemand sonderlich interessiert, weil der ganze Film exakt auf dem inzwischen 20 Jahre alten Aust'schen Buchplot basierte, der allein die Sicht der Täter spiegelt. (Dass es auch völlig anders geht, zeigte unlängst der von der ARD ausgestrahlte Film *Mogadischu*, Regie Roland Suso Richter, über die Entführung der *Landshut*.) Dessen ungeachtet verstieg sich Schirmmacher am Ende zu der grotesken Überhöhung, der Eichinger/Aust-Film habe »womöglich die Kraft, die gesamte RAF-Rezeption auf eine neue Grundlage zu stellen«. Mehr Werbung ist wohl selbst einem Frank Schirmmacher kaum möglich.

Immerhin schrieb er in seiner Ode auf Aust einen treffenden Satz: »Mag die Filmkritik darüber entscheiden, wie gut dieser Film ist.« Die Filmkritik ließ sich daraufhin nicht lumpen und fand in Person des FAZ-Kritikers Michael Althen die richtigen Worte. Ein Film, so Althen, wie ein »Polit-Porno« – aus »lauter Höhepunkten«. Getreu, so möchte man hinzufügen, der alten Volksweise: Lustig ist das Terroristenleben, faria faria ho.

Die Selbstherrlichkeit der Ersatzintellektuellen

Nun könnte man das neue journalistische Machtkartell getrost vernachlässigen, wenn es dabei nur um die Einschätzung missratener RAF-Filme ginge. Doch das Netzwerk zwischen *Bild*-, FAZ- und *Spiegel*-Meinungsmachern ist deshalb so problematisch, weil es die gegenseitige Kontrolle innerhalb der Vierten Gewalt ausschaltet.

Journalisten, die ohnehin tendenziell nach Aufmerksamkeit lechzen, werden zu Selbstherrlichkeit und Geltungssucht regelrecht verführt, wenn sie nicht wenigstens intellektuell Rechenschaft ablegen müssen für ihre politischen Einschätzungen. Kontrolliert sich die Vierte Gewalt also nicht wechselseitig, durch gegenseitige harsche Kritik und Beurteilung, dann tut es keiner. Das aber fördert erstaunliche Verantwortungslosigkeit – und erstaunliche Radikurteile.

Bis heute hat sich noch keiner der nicht ganz wenigen Journalisten und Intellektuellen, die so energisch für den Irak-Krieg getrommelt haben und von einem schnellen Sieg überzeugt waren, zu dessen Scheitern verhalten – ob sie nun Henryk M. Broder oder Wolf Biermann heißen. Von keinem hört man heute irgendeine Form der Selbstkritik, sondern nur lautes Schweigen, nach dem Motto: Was interessiert mich mein Geschwätz von gestern – zumal ich ja hoffen kann, dass ich übermorgen durch die Geschichte doch noch Recht bekomme.

Wer die Politiker kontrolliert, muss selbst kontrollierbar sein. Denn ohne kritische Auseinandersetzung gerade unter Journalisten kann es nicht verwundern, wenn vermeintliche Überzeugungen von heute auf morgen aufgegeben werden, der politische Journalismus immer mehr an Kontur verliert und letztlich zur eiteln Selbstbespiegelung verkommt. Kurzum: Kontrollieren wir die Kontrolleure. Andernfalls bekommen wir nur die Journalisten, die die Berliner Republik (noch) nicht verdient.